

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

5] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Reuter

Rasch sinkt die Nacht hernieder, lau und klar. Die neugierigen Besucher kehren ins Dorf zurück. Die Diener wickeln sich in ihre Mäntel.

Beide Gatten steigen zur Quelle herab, die unter der Liebkosung des Schilfrohes wohnig seufzt.

„Bitte, gib mir aus Deiner hohlen Hand zu trinken,“ sagt er.

Cäcilie bückt sich über den Wasserspiegel, klemmt ihren langen Mantel von gelber Seide, in dem sie wie ein gigantisches Schilfrohr aussieht, zwischen die Beine und hält ihm dann die hohle Hand hin.

Wenn er sich aber, um zu trinken, darüber beugt, so spreizt sie mutwillig die Finger, das Wasser läuft hindurch, und, um sie zu bestrafen, beißt Elias in ihr rosiges, feuchtes Händchen.

„Kleiner Unart!“

Eng aneinander geschmiegt steigen sie wieder zum Lager empor. Im Mondlicht schimmert ihr weißes Zelt zwischen den dunklen Oliven wie ein Marmorgebilde, wie ein Tempel stiller Liebe.

6.

Am zehnten Tage durchzogen sie die Tristen von Nazareth, die mit Blumen übersät waren, wie eine heimatliche Wiese.

Aus der Ebene, wo die Sonne zur Mitternacht ging, kehrten die Frauen heim. Ihre Kleidung bestand aus dem weißen Gewande der Galiläerinnen, über das eine weiße Tunika fiel, die um die Taille von einem roten Gürtel zusammengehalten wurde, dessen schwere Franzen ihnen gegen die Beine schlügen. Garben schwannten auf ihren Köpfen und umgaben ihre schwermütigen Gesichter mit einem großen, schaukelnden Heiligenschein.

Eine von ihnen hielt an der Hand ein kleines Mädchen, das ganz ihr glich mit seinen schwermütigen Augen und dem traurigen Lächeln. Hinter ihnen trieben zwei Knaben, unter deren Stirn die Augen mit sinnendem Ausdruck hervorblickten, ein störrisches Zicklein.

„So mag einst Jesus durch diese Felder heimgekehrt sein,“ sagte Cäcilie, „die Bibel erzählt uns, er habe Brüder und Schwestern gehabt; sie müssen diesen hier geglichen haben.“

„Ja,“ antwortete Elias, „man möchte sagen „Die heilige Familie“. Muß man nicht staunen über die Größe dieses Volkes, das durch viele Jahrhunderte seine ganze althergebrachte Einfachheit zu bewahren wußte? Oft denke ich mir, Cäcilie, daß wir vielleicht größer und vor allem glücklicher wären, wenn wir einfacher lebten. Verstünde man sich doch der Natur anzupassen, ihr, die sich niemals ändert! So zu sein, wie der Sperling in der Luft, wie die Lilie auf dem Felde, wie diese Frauen, die mit Aehren beladen in der Abendstille heimkehren, die vielleicht an einem ähnlichen Abende zur Erde zurückkehren und sich mit deren Staub vermischen werden, ohne gedacht, ohne gezweifelt, vielleicht gar, ohne gebetet zu haben, die jedoch Brot und Kinder hervorbrachten. Gibt es wohl eine schönere Bestimmung als ihre?“

„Was Du da sagst, ist sündhaft, Elias. Wie können sie glücklich sein, wenn sie nicht glauben, und wie sollen sie die ewige Seligkeit erlangen, wenn sie nicht Christen sind?“

„Sie sind unbewußt Christen, weil sie Christi Landsleute sind, kleine Diakonissen,“ sagte Elias, der seine Frau gekränkt zu haben fürchtete.

Schon waren sie im Lager angelangt, das in einem Gehege blühender Granatbäume aufgeschlagen war.

Vor den am Abend weit geöffneten Zelten hatten die Maulkriecher von würzigen Kräutern ein Feuer angemacht.

Ein ganzer Schwarm arabischer Kinder drehte sich darum, vor Erstaunen fast auf die Arnie sinkend, und die Augen weit aufsperrend beim Anblick dieses Zeltpalais aus doppelter türkischroter Leinwand, dessen mit Spiegeln besäte Lam-

brequins sich im Winde bewegten, und sämliche breiten wie Frostmäuler abgeplatteten Schnäuzchen der kleinen Wilden reflektierten.

Auf das Abendbrot wartend, hatten die Gatten in ihren Lehnstühlen Platz genommen. Mit Behagen genoß Elias diese köstliche Stunde im Orient.

Ihnen gegenüber baute Nazareth sich an einer Verglehn auf. Es ähnelte durchaus nicht den verfallenen, in schauerlichem Schweigen daliegenden Städten Samarias. Aus grünem Gebüsch ragten rote Dächer hervor. Das vertraute Profil eines Kirchturmes zeichnete sich am Himmel ab, hellgetünchte Klöster winkten einladend, und auf einem steilen Fußpfade stiegen die Nonnen empor, deren Hauben wie Vogel-schwinge flatterten.

Plötzlich hörte man das Abendläuten. Zwei Kapuziner, die an den Zelten vorübergingen, knieten am Wege nieder.

Es war ein feierlicher Augenblick. Von einer köstlichen, mystischen Regung erfaßt, hätte auch Elias sich am liebsten auf dieser roten Erde, unter diesen blühenden Granatbäumen niedergeworfen, diesem friedlichen Städtchen gegenüber, wo Jesus vor Gott und den Menschen an Weisheit und Alter und Gnade zugenommen hatte. Doch wagte er es nicht in Gegenwart Cäcilies, die mit gefalteten Händen und geschlossenen Lippen sitzen geblieben war und im stillen betete.

Nazarenerinnen, mit dem Krüge auf dem Kopfe, stiegen rasch zur Quelle herab.

Später stiegen sie langsam wieder empor, auf dem Kopfe den, von dem mit Ringen geschmückten Arme gestützten Krug, gerade und aufrecht tragend. Ihre weißen Schleier wehten hinter ihnen, und beim Wiegen ihrer Hüften begleitete ein metallisches Klingeln ihren rhythmischen Gang. Sie schienen völlig verwandelt; ihre bisher so matten Augen strahlten jetzt, und ihre bräunlichen Wangen erglänzten nun fast ebenso sehr, wie die feuchten Rundungen ihrer Krüge.

„Ich muß an die Samariterin denken,“ sagte Elias, „die wahrscheinlich ebenso wie diese Frauen mit dem Krüge hinausging, um Wasser zu schöpfen, und mit dem Quell ewigen Lebens im Herzen heimkehrte. Mir scheint es, als ob auch in mir ein Quell lebendigen Wassers sprudelt.“

Weil Du über den Irrtum hinaus bist. Auch Du warst nur ein Samariter, der auf „hohen Bergen und in Steintempeln“ betete. Jetzt aber hast Du gelernt, wie wir, den Vater anzubeten, nicht hier, nicht in Jerusalem, sondern überall, und zwar überall im Geiste und in der Wahrheit.“

Cäcilie sagte dies in trockenem, pedantischem Tone, und ihr Gesicht hatte dabei einen verbissenen Ausdruck, den ihr Gatte an ihr noch gar nicht kannte.

Mit einem Schlage sank seine fromme Erhebung.

Sie also empfand nicht ebenso wie er.

Sie war nicht bis zu Tränen gerührt durch die schlichte Schönheit der Dinge, die sie umgaben, nicht durch die alles verklärende Hoheit dieses Abends? Sie dachte an pharisäische Fäulereien, Dogmenunterschiede, die sie trennten, während sein vor Zärtlichkeit und Liebe geschwelltes Herz ihr entgegenflog.

Er litt unter dieser Engherzigkeit, die ihm heute zum ersten Male auffiel, und zwar um so peinlicher, als gerade in dieser Stunde die Seele der Natur sich zu erweitern, mit der menschlichen Seele zu beben und in eins zu verschmelzen schien.

Vor allem verletzte ihn ihre Selbstsicherheit und die Berachtung, die sie seinen Irrungen gegenüber zu bezeugen schien. Arme, kleine Diakonissen! Sie, die niemals in Zweifeln ge- bangt, was konnte sie von der Wahrheit wissen?

„Wissen wir denn überhaupt, Cäcilie, was Wahrheit ist? Jeder sucht sie; keiner findet sie; wir stellen sie uns sehr kompliziert vor und vielleicht ist sie ganz einfach. Die Wahrheit ist vielleicht alles Schöne, was uns bewegt und erhebt, wobei unsere Seele einen Augenblick erbebt. Der Abend, ein Windhauch, ein Duft, die roten Granatblüten, die wie Blutstropfen auf dem Boden und auf Deinem hellen Kleide liegen. Die Wahrheit! Schau, das sind jene Leute, die dort schweigend wandeln, deren Kleidung so harmonisch ist, deren Schritt so edel, deren Geist ohne Hoffnung, deren Herz ohne Traurigkeit ist und die nichts zu ihrem Glück brauchen, als etwas Wasser und ein paar Legenden. Wahrheit ist Leben, ist Liebe. Ein Leben voller Toleranz, eine Liebe voller Zärtlichkeit! Sieh

Dort den Lakmen, der einen Umweg macht, damit jenes Hündchen ruhig trinken kann, und dort die kleinen Mädchen, die ihre noch kleineren Brüderchen schleppen. Ach Cäcilie, mein Lieb, wolltest Du, so wärest auch Du die Wahrheit!"

Er neigte sich zu ihr, schon wieder befänstigt, reuig, erbötig, sie für das Unrecht, das er gar nicht hatte, um Verzeihung zu bitten, zu allem bereit für einen zärtlich bewegten Blick, für ein liebevolles Wort.

Doch sie blieb ganz unbewegt. Traurig den Kopf schüttelnd, sagte sie:

"Ich verstehe Dich nicht, Elias, nein wirklich, ich verstehe Dich nicht. Aber das kommt vielleicht noch. Der Herr wird uns helfen, daß wir einander verstehen lernen, er, der in unseren Herzen liebt."

Sie schwiegen.

Die Heiterkeit des abendlichen Bildes war erloschen. Die Fußpfade hatten sich geleert; die Kinder waren verschwunden. Auch das Kräuterfeuer war erloschen, und in der heißen Asche buk der kleine Eseltreiber Gerstentladen mit Honig.

Elias wandte sich den Zelten zu.

Man hatte die Wandvorhänge bereits heruntergelassen und festgeknöpft. Nur die Portieren blieben noch wie Segel an den Stangen aufgespannt. In jedem Leinwandkammerchen schwankte ein an der Zeltstange aufgehängtes Lämpchen, bei deren Schein er sah, wie sich in dem einen vom türkischroten Hintergrunde ein kleiner, mit Zinnbestecken gedeckter Tisch, in dem anderen zwei kleine, dicht aneinander gerüchte, mit Mouffelinvorhängen überzogene Betten abhoben.

Bei diesen reizenden, eine Vision löstlicher, naher Intimität hervorzaubernden Anblick durchschauerte es Elias. Er rückte seinen Stuhl neben den seiner Frau und flüsterte, den Kopf an ihre Schulter lehrend:

"Lieb, mein Lieb, wirst Du mich immer so lieben, wie ich Dich?"

Und da sie nicht antwortete, ergriff er ihre kleine, schlaff herabhängende Hand, und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Am nächsten Tage besuchten sie die Stadt. In den Straßen begegnete ihnen eine Reisegesellschaft lutherischer Pastoren und englischer Missionare. Cäcilie schien darüber erregt zu sein, und zwar nicht sonderlich froh.

Als sie in die katholische Kirche eintraten — die Protestanten besitzen keine in Nazareth — bekreuzigte Elias sich aus alter Gewohnheit mit Weihwasser und beugte die Knie. Vor Unmut tief erröthend, stieß Cäcilie ihn mit einem Blick auf die reformierten Touristen:

"Aber Elias, ich bitte Dich, nimm Dich zusammen; man beobachtet uns."

Darauf trat sie zum Altar vor und aufrecht stehend, wie ihre Glaubensgenossinnen, das Haupt nur leicht geneigt, sprach sie ein süßes Gebet, während Elias betrübt bei sich dachte:

"Nun bittet sie den lieben Gott, ihrem armen Manne seine Abgötterei zu vergeben."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vom alten Roßmäbler.

Zum 100. Geburtstag am 3. März.

(Schluß.)

Roßmäbler steht in der ersten Reihe der Entwickler der wissenschaftlichen Volkserbe. Er wußte: es fehlte an Lehrern, es fehlte an Lehrmitteln. Wie er sich in Tharandt die naturwissenschaftlichen Lehrbücher und Leitfäden selber anschaffte, so kaufte er sich jetzt mit eigener Hand praktisches erläuterndes zeichnerisches Material, und über das, was vollstündlich reden heißt, ließ er sich mit einem Hin- und Her auf Lassalles Wort aus: daß wahre Wissenschaftlichkeit in einer Klarheit des Denkens bestehe, die jedem das verständnisvolle Folgen ermögliche. Allen Schäden der verwahrlosten Volkserziehung ging er zu Leibe, er kämpfte gegen den Volksbücherschlund, der den großen Kindern moralische Struwwelpeters vorhalte, sagte von den Leihbibliotheken, sie seien oft nichts weiter als "geistige Schnapsläden", und schuf zu seinen vollstündlichen naturwissenschaftlichen Büchern nun selber Volksbücherreihen und Zeitschriften, wie er sie haben wollte. In seinem Blatte "Aus der Heimat" gab es keine Zugeständnisse an die Geschmackverderbtheit der V-ferwelt.

Hefige Worte hat Roßmäbler über das Elend und die Verelender der Volkserziehung geschrieben. Sie verdienen, nicht vergessen zu werden. Man höre: "Solange von seiten der Staatslenker nicht mit Eifer und Entschiedenheit dafür gesorgt wird, daß der tathlos und verzichtleistenden geistigen Trägheit der unteren Volksschichten durch Hebung ihres Wissens und ihrer Bildung entgegen-

gearbeitet werde, so lange meinen sie es nicht ehrlich mit ihrem Volke. Man wird vielmehr annehmen dürfen, daß es ihnen ganz recht sei, daß jene Schichten nicht zur Klaren, benutzten und darum Abhilfe fordernden Erkenntnis ihrer gedrückten Lage kommen. So kommen wir auf folgerichtigem Wege zu dem Satz: Die Hebung der Volksschule ist die Aufgabe der Humanitätsbestrebungen, sie ist die breite humane Unterlage, welche begründet werden muß." — "Solange die für Unterrichtszwecke und -Anstalten ausgelegten Geldsummen, selbst in den sogenannten Musterstaaten der Intelligenz nur wie ein kleiner Bruchteil neben denen für die Hilfsmittel des Krieges, für das Soldatentum, stehen, so lange kann von einer Erreichung des höchsten in der Volksschule nicht die Rede sein; und zwar solange die Schule unter der Gewalt der Kirche steht, solange irgendwo in Friedenszeiten auf hundert Soldaten mehr Unter- und Oberoffiziere kommen als Lehrer auf eine gleiche Anzahl von Schülern." — "Solange sich nicht ein wahrer Ingrimm über die Hintansetzung des Volksumterrichts gegen irgend ein anderes Staatsinteresse, möge es heißen, wie es wolle, der Väter und Mütter bemächtigt — glaube ich nicht an eine ernste Aussicht auf die Verwirklichung solcher Hoffnungen. Ein Volk, welches nicht Mann für Mann den Schwerpunkt seiner Größe in den Volksumterricht legt, hat kaum ein Recht, über Regierungsbevormundung zu klagen."

Die Hebung der Volksschule war für Roßmäbler der "treibende Gedanke der Zeit". Denn ohne Volksbildung galt ihm kein politischer Fortschritt für möglich. Die Hebung der Volksschule sei das feste Ziel, das dem Volke vorgehalten werden müsse, wenn man es allmählich sich in eine geschlossene Partei verwandeln sehen wolle. So sagte er 1864, damals also, als in der Arbeitererschaft bereits die Bewegung eingesetzt hatte, sich von der Fortschrittspartei abzulösen und politische Selbständigkeit zu gewinnen. Daß er von der Fortschrittspartei in der Bildungsfrage keine Hilfe zu erwarten habe, wußte Roßmäbler. Aber er blieb trotz der erlittenen Enttäuschungen bei der alten Fahnne, weil er in Abspaltung und Uneinigkeit, zumal in jenen Jahren des preussischen Militärkonfliktes, keine Kräftigung der volksparteilichen Sache sehen mochte. Einmal deshalb befahlerte er auch die Lassallesche Bewegung, der er sich nicht anschloß.

Diese Bewegung brach ja geradezu in seinem eigenen Lager los. Er saß seit Jahren im Räte der Leipziger deutsch-katholischen Gemeinde, die in der Reaktionszeit natürlich ein Sammelpunkt der Ausstehenden wurde, und er gehörte dann auch zu den Gründern des ersten Arbeitervereins, der endlich mit dem Beginn der neuen Aera wieder möglich wurde. Julius Bahle ich hat geschrieben, die aufopfernde, pflichttreue Tätigkeit Roßmäblers könne nicht rühmend genug hervorgehoben werden: "Wenn sich in Leipzig eine Anzahl Arbeiter zusammenfinden konnten, die mit einer für die damalige Zeit bemerkenswerten Klarheit die Situation erfaßten, so ist das sicher indirekt das Verdienst Roßmäblers. Er hatte dem Sturm der Reaktion, stolz, aufrechtstehend, Trost geboten und durch seine populär-wissenschaftlichen Vorträge sowohl, als auch insbesondere durch sein aufopferndes Wirken in der deutsch-katholischen Gemeinde das Denken und Vorwärtstreben wenigstens bei einem kleinen Teile der Bevölkerung wach erhalten."

Das enge Verhältnis, in dem Roßmäbler zu den Leipziger Arbeitern stand, bedingte, daß auch er zu den zehn Personen jenes Zentralkomitees gehörte, das den damals geplanten deutschen Arbeiterkongress vorbereiten sollte. Roßmäbler hat in jener bedeutungsvollen Zeit — Ende 1862 — Worte gesprochen und geschrieben, die golden waren. Er mahnte: "Die Arbeiterbewegung muß in eurer eigenen Hand bleiben, wovon nur in einzelnen Fällen der eurer eigenen Hand Mangel einer Persönlichkeit aus eurer Mitte eine Ausnahme machen darf. Selber ist der Mann!" Um die reaktionäre Vereinsgesetzgebung zu umgehen, rief Roßmäbler, den Schwerpunkt der Bewegung nicht in die Arbeitervereine, sondern in die Arbeiterberufungen zu legen. Also dorthin, wo die Arbeitermassen entschieden. Roßmäblers Schrift "Ein Wort an die deutschen Arbeiter" wurde vom Leipziger Zentralkomitee neben Lassalles "Offenem Antwortschreiben" vertrieben. Weil aber darin stand, daß die unter dem Einflusse der Orthodoxie stehende Volksschule zum Teil dasjenige Wissen den Arbeitern vorenthalte, das diesen am notwendigsten sei, mußte Roßmäbler wiederum auf drei Wochen ins Gefängnis wandern. Im Herbst 1863 sah er die Strafe ab.

Im Frühjahr aber hatte Lassalle, dem er sich mißtrauisch und unwillig entgegengesetzt hatte, die Gründung des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins in Leipzig durchgeführt. Roßmäbler hatte mit keinem Finger gegen diese Gründung gewirkt; er glaubte, die Lassallesche Krisis in der Arbeiterbewegung Leipzigs werde nicht von langer Dauer sein und werde "gesund überstanden werden". Nun empörte das Losreisen von der Fortschrittspartei, die Geringschätzung der wirtschaftlichen Selbsthilfe und der Bildungsbestrebungen der Arbeiter. Die eigentliche Bedeutung des Lassalleschen Handelns sah er nicht, und darin stand er ja durchaus nicht allein: selbst namhafte Führer aus der Arbeitererschaft drangen nicht sofort in den Stern. Roßmäbler sah immer nur — mit dem Titel eines vielgelesenen Buches von ihm sei es gesagt — den "Menschen im Spiegel der Natur". Der Begriff Naturgesetz vertiefte sich ihm nicht nach der Seite der ökonomischen Gesetze hin, ohne die man die Vorgänge und das Bild der menschlichen Gesellschaft nicht verstehen kann. Die bürgerlichen Mandatiermänner von damals waren der Ansicht, auch die ökonomischen Erscheinungen seien durch Naturgesetz geregelt, z. B. das Gesetz des Arbeitslohnes, und Roßmäbler

meinte, die ökonomische Stellung regelte sich nach der Bildungsstufe: je höher z. B. ein Arbeiter, um so besser werde sich sein Leben gestalten, denn dann habe er Aussicht, Erfindungen zu machen und so zum sozialen Glücke aufzusteigen. Der Eindruck, den nun auf einmal Lassalles Auftreten machte, bedeutete nichts anderes, als daß die Arbeiter reif wurden, eben diese ökonomische Aufklärung über alles andere zu stellen und den ökonomischen Kampf, den offenen Klassenkampf mit der Bourgeoisie, zu suchen.

Die Lassalle'sche Genossenschaft in Leipzig konnte sich wohl an Energie, nicht aber an Zahl mit dem Anhang Rossmäyler's messen. Als die Bildungsvereine der Arbeiter 1863 (in Frankfurt) die Reihe ihrer Vereinstage begannen, war von den beiden Leipziger Vertretern Rossmäyler's der eine; aber als nun der neu gegründete „Verband deutscher Arbeitervereine“ seinen Ausschuß wählte, übergang er Rossmäyler und neben ihm auch Bebel: so sehr schwamm die Mehrzahl der deutschen Arbeitervereine weit rechts im Fahrwasser der Fortschrittspartei. Auch die Sächsische Volkspartei, die 1866 auf der Chemnitzer Tagung der sächsischen Arbeiter unter Rossmäyler's Vorsitz gegründet wurde, fühlte sich noch als ein Zweig der bürgerlich-demokratischen Volkspartei. Die revolutionäre Spitze gegen die kapitalistische Produktionsweise fehlte dem Programm. Rossmäyler's demokratische Anschauungen und Wünsche sorgten aber dafür, daß der Alte der Sozialdemokratie, die nun ihr Haupt erhob, unmittelbare Nachbarschaft hielt. Er erkannte an, daß sein Urteil über Lassalle zu weit gegangen sei. Aber erlebt hat er's nicht mehr — er starb 1867, und geschehen ist 1868 zu Nürnberg — daß der Vereinigung der deutschen Arbeiterbildungsvereine das Programm der Internationalen Arbeiterassoziation annahm. Rossmäyler hätte wohl kaum den geistigen Anschluß an diesen eminenten Ausdruck der Entwicklung der deutschen Arbeiter zur Anerkennung der Grundförmigkeit des Klassenkampfes gefunden. Die Grenze seines Erfassens deutete das eine gute Wort an: „In der Volksschule liegt die Zukunft des Volkes. Und weil die Sozialdemokratie das begriffen hat, gehört der Sozialdemokratie die Zukunft.“ Aber mit seiner ganzen Person war er bei der Sache der Arbeiterpartei: einer seiner letzten Gedanken drückte Sorge aus, wie sich die Partei aus ihren Wirren herausarbeiten werde, und der nimmermüde Berater des Volkes regte sich mit dem Wunsche: gerne hätte er, um den Führern zur Seite zu stehen, noch einige Jahre gelebt.

Rossmäyler war ein Mensch von größter Bescheidenheit des Auftretens. Aber wo er sich zum Auftreten anschickte, da gab es auch einen festen Schritt, der sich nicht aus der Bahn bringen ließ. So mögen dies Gebenblatt ein paar seiner Worte, die sein Wesen spiegeln, und die man immer hören kann, beschließen: „Wem die schwere Aufgabe gestellt ist, eine große Feldbreite mit dem Spaten umzugraben, der steht während der ganzen Arbeit mit dem Rücken gegen die umzugrabende Fläche und hat vor sich nur den Wied auf den Keinen, aber doch immer allmählich zunehmenden Bezirk des Umgegrabenen und freut sich über dessen Wachsen. Macht es ebenso, ihr aufopferungsfähigen Volkslehrer, sehet auch nicht um nach der großen noch trägen Masse, sondern fauget immer neuen Dauermit aus der Freude über die einzelnen, welche ihr vorwärts brachtet.“ Und dann: „Wer an der Kampfarbeit, die den Charakter unserer Zeit bildet, sich beteiligen will, der hat wohl zu überlegen, welche Mittel er hat und über welche Mittel seine Gegner gebieten. Er muß die Schiffe hinter sich verbrennen, oder er bleibe davon! Er muß sich seinem Gegner als Kämpfer stellen, in blanker, weithin sichtbarer Rüstung, nicht als Buchstillepper einmal gelegentlich aus einem sicheren Versteck heraus einen Hieb wagen.“ Und endlich aus der Stunde des Todes das mutige Wort: „Ich bereue nichts, was ich getan habe, und verteidige meine ganze Vergangenheit bis zu meinem letzten Lebenshauch.“ So sterben Menschen, die im Leben zu kämpfen wußten. —

Kleines feuilleton.

th. Gekende und fliegende Fische. Wenn man einen Fisch in seinem natürlichen Elemente beobachtet und sieht, wie vollkommen seine Flossen an den Aufenthalt und die Fortbewegung in Wasser angepaßt sind, so würde man es kaum für möglich halten, daß sie auch zu anderen Arten der Bewegung als zum Schwimmen benutzt werden könnten. Und dennoch kennen wir Fische, die mit Hilfe ihrer Flossen nicht nur laufen und geschickt klettern, sondern sogar verhältnismäßig weite Strecken zu überfliegen vermögen. Natürlich haben die Flossen bei diesen Tieren erhebliche Umgestaltungen erfahren müssen, und man kann denselben bereits äußerlich ihre vielfache Verwendungsfähigkeit ansehen. Eines der bekanntesten Beispiele für das Gesagte bietet unser gemeiner Knurrhahn (*Trigla hirundo*), ein häufiger Bewohner der Ost- und Nordsee, den man auch in den großen Berliner Seefischhandlungen fast regelmäßig sehen kann. Das Tier ist von unterseher Gestalt mit dickem, vieredrigem Kopf, der von einem rauhen Hautpanzer bedeckt ist. Den Namen Knurrhahn verdankt der Fisch den eigentümlich knurrenden und grunzenden Tönen, die er beim Ergreifen von sich gibt. Diese merkwürdigen Töne, die man am ehesten dem Quaren einer schlecht geschmierten Nare vergleichen kann, werden durch ein leichtes Aneinanderreiben der harten Kiemenbedeckel hervorgerufen und oft auch freiwillig erzeugt, wenn die Tiere im Spiel an die Oberfläche des Wassers steigen. Die Länge des Knurrhahns beträgt bis zu sechzig Zentimeter. Die Färbung des

Rückens ist eine rötlich braune, während die Bauchseite ein helles, verwachsenes Rot besitzt; Schwanz und Rückenflossen sind ebenfalls rot, die Bauch- und Afterflossen weiß und die Brustflossen fast schwarz gefärbt mit blauen Säumen an der Innenseite. Bekanntlich werden die Flossen der Fische von 6-origen Flossenstrahlen gestützt und erhalten durch diese ihren festen Halt. Beim Knurrhahn besitzen nun die Brustflossen an ihrer Vorderseite drei freie Strahlen, die nicht mit der Flosse selbst verbunden sind und mit deren Hilfe die Tiere sich auf dem Meeresboden wie auf Füßen fortbewegen, indem sie eine der Flossenstrahlen nach der anderen vorwärts setzen und den Körper nachziehen. So kriechen die Tiere langsam über den Sandboden des Meeres hin auf der Suche nach Beute, die hauptsächlich in kleinen Muscheln und Schnecken besteht. Beim Schwimmen werden die Flossenstrahlen nach rückwärts dicht an den Körper gelegt und durch ein flügelartiges Auf- und Niederschlagen der großen Brustflossen vermögen die Tiere sich geschickt im Wasser umher zu tummeln.

Ein naher Verwandter unseres Knurrhahns ist der im ganzen Mittelmeergebiet gemeine Flughahn, ein Vertreter der sogenannten Platterfische. Der Fisch erinnert in seinem ganzen Bau ungemein an den Knurrhahn, doch ist er erheblich kleiner, höchstens 40 Zentimeter lang. Vor allen Dingen zeichnet er sich jedoch vor seinem Verwandten durch die außerordentlichen stark entwickelten Brustflossen aus, deren hinterer Teil fächerartig ausgebildet ist und von knorpeligen Flossenstrahlen von zirka 30 Zentimeter Länge gestützt wird. Jedem, der einmal das Mittelmeer befahren hat, sind diese Tiere sicherlich schon aufgefallen. Bei klarem Wetter sieht man zuweilen große Scharen dieser Fische plötzlich aus dem Wasser empor-tauchen, bis zu einer Höhe von sechs Meter in die Luft steigen und mit erheblicher Geschwindigkeit Strecken von mehr als hundert Metern fliegend zurücklegen. Dann senken die Tiere sich wieder zum Meeresspiegel nieder und verschwinden unter dem Wasser, um nach einiger Zeit an einer anderen Stelle wieder aufzutauhen und von neuem sich in die Luft zu erheben. Bisweilen geschieht es, daß die Fische die Richtung verfehlen und anstatt ins Wasser zurück zu gelangen, auf dem Verdeck eines Schiffes niederfallen. Man kann diese für einen Fisch höchst sonderbare Art der Fortbewegung nicht gerade als Fliegen bezeichnen, sondern eher als ein Schweben, vergleichbar dem Emporsteigen eines Papierdrachens. Vermittels eines kräftigen Sprunges schnellen sich die Tiere mit ausgebreiteten Brustflossen der Windrichtung entgegen aus dem Wasser und werden nun durch den unter ihren flügelartig verbreiterten Flossen sich fangenden Luftstrom in die Höhe gehoben und eine Strecke weit fortgetragen. Freilich wird der Flug auch gleichzeitig noch durch ein flatterndes Auf- und Niederschlagen der Brustflossen unterstützt. Meistens werden die Tiere wohl von ihrer Fähigkeit Gebrauch machen, um den Nachstellungen ihrer zahlreichen Feinde unter den Raubfischen zu entgehen, wobei sie freilich häufig aus dem Regen in die Traufe kommen. Denn kaum sieht man einen solchen Schwarm Platterfische in die Luft steigen, so machen auch bereits die Möven auf die Tiere Jagd und manch einer fällt diesen gefräßigen Räubern zur Beute. Oft scheint es aber auch, als erhoben sich die Fische nur wie im Spiele in die Luft, wie ja auch unsere Süßwasserfische, namentlich die Forellen, an schönen Sommerabenden sich von Zeit zu Zeit in übermütigen Sprünge aus dem Wasser schnellen.

Weit verbreiteter als im Mittelmeer sind fliegende Fische in den Meeren der heißen Zone. Sowie man mit dem Schiff den Wendekreis überschritten hat, wird man bei günstiger Witterung fast regelmäßig von ganzen Scharen dieser merkwürdigen Tiere begleitet. Im ganzen unterscheidet man mehr als fünfzig verschiedene Arten, von denen der sogenannte Schwalbenfisch (*Exocoetus volitans*), der verbreitetste ist.

Ein anderer Fisch mit einer von der gewöhnlichen sehr abweichenden Lebensweise ist der afrikanische Schlamm-springer (*Periophthalmus koelreuteri*). Die Heimat dieses sonderbaren Wesens ist die ganze Westküste Afrikas. Das Tierchen erreicht nur eine Länge von fünfzehn Zentimetern und wechselt je nach seinem Standorte ungemein in Farbe und Zeichnung. Weiß ist die Grundfarbe ein graugrüner oder auch bräunlicher Ton, mit silbernen schimmernden Flecken und Streifen geziert. Die Flossen haben eine blaue Färbung, während die stark hervortretenden Glosaugen ein auffallendes Rot besitzen. Der Schlammpringer erinnert in seinen Lebensgewohnheiten weit mehr an ein Amphibium, einen Molch oder Frosch, als an einen Fisch, denn er vermag sich fast ebensogut im Wasser wie außerhalb desselben aufzuhalten. Bei Eintritt der Ebbe kann man die Tierchen zu Dutzenden auf dem feuchten Sande an zahlreichen Plätzen der afrikanischen Westküste liegen oder auch mit kurzen sprunghaften Sätzen sich gewandt fortbewegen sehen. Diesem zeitweiligen Landaufenthalte sind denn auch die Brustflossen der Schlammpringer vortrefflich angepaßt, indem sie eher die Gestalt von Beinen als von Flossen besitzen und auch sogar zum Klettern benützt werden können. So ist es gar kein seltener Anblick, die Tiere geschickt an den Luftwurzeln der Mangrovebäume emporklettern und sich behaglich auf ihnen ausstrecken zu sehen. Fast noch wunderbarer jedoch als diese Umgestaltung der Flossen zu Lauf- und Kletterorganen ist die Anpassung der Atmungsorgane an den Aufenthalt in der Luft. Es ist bekannt, wie empfindlich die meisten Fische gegenüber Wassermangel sind und oft schon nach kurzer Zeit, wenn sie ihrem feuchten Element entrissen werden, zugrunde gehen. Der Schlammpringer dagegen vermag sich halb Tage lang am Lande aufzuhalten. Ja, das Tier macht hier Jagd auf seine Beutetiere, die verschiedensten Insektenarten, und scheint sich überhaupt auch auf dem Strande eben

so wohl zu fühlen wie im Wasser. Die Tiere vermögen dieses nur, indem sie unter ihren festgeschlossenen Kiemenbedeln stets eine größere Menge Wasser mit sich herumtragen, so daß ihre Kiemen auch auf dem Lande ständig von Feuchtigkeit umspült sind. —

Ik. Wie in der Gegenwart Versteinerungen entstehen. Seit die Lehre von der allmählichen Umwandlung der Lebewesen sich durch Darwins Wirken in der wissenschaftlichen Welt allgemeine Geltung verschafft hat, ist man auch bei der Betrachtung der sogenannten leblosen Erdoberfläche von den alten Anschauungen zurückgekommen, die die gewaltigen Niveauunterschiede zwischen Berg und Tal auf noch gewaltigere plötzliche Naturereignisse zurückzuführen suchten. Auch hier ist man seit des englischen Geologen Hüll Aufträgen überzeugt, daß, von gewissen Ausnahmen abgesehen, die Erdoberfläche, wie sie ist, durch ganz allmähliche Verschiebungen und Veränderungen im Laufe ungeheurer Zeiträume sich entwickelt hat. Auch die Meinung, daß die Versteinerungen aller geologischer Schichten durch katastrophenartige Vernichtung von Lebewesen sozusagen auf einmal entstanden sind, ist unhaltbar, und daraus folgt weiter, daß Versteinerungen immer entstanden sind, wo die Bedingungen dafür vorhanden waren, und daß sie noch gegenwärtig unablässig weiter entstehen. Einen sehr hübschen Nachweis hierfür bringt die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“. Ein verlässlicher Steinbruch in der Gegend von Köln war am Grunde mit kalkigem Ton Schlamm bedeckt. Auf diesen hatte der Wind Blätter verschiedener Pflanzen geweht. Als der Beobachter diese Blätter abzog, fanden sich darunter genaue Abdrücke der Blätter im Ton mit allen Nerven und Zähnen des Blattes in vollkommen genauer Nachbildung. An anderen Stellen waren die Blätter von der Stelle, wo sie aufgeflogen waren, bereits wieder verwest, und ihr Bild allein war erhalten. Bei der weiteren Untersuchung fand der Beobachter den Ton geschichtet und zwischen den Schichten allerhand Blätter, Pflanzenteile und dergleichen eingelagert und in den verschiedenen Stadien der Versteinerung. Wie das zugeht, war leicht zu ermitteln. Die Regengüsse schwemmen von Zeit zu Zeit von den Seiten des Steinbruchs kalkigen Ton Schlamm ab, der in die Vertiefung floß, hier immer neue Schichten bildete und immer neue Blätter für die Versteinerung präparierte. Nach entsprechenden Zeiträumen würden die Blätter allen Bedingungen genügen, die an wohlerhaltene Versteinerungen gestellt werden müssen, und so werden also auch in der Gegenwart Lebewesen von der Natur konserviert. Den Forschern späterer Zeiten wird es daher nicht an Versteinerungen fehlen, die ihnen Aufschluß über die Lebewelt von heute geben. Wenn wir uns die Vorgänge in dem Steinbruche ins Riesenhafte vergrößert vorstellen, so haben wir ein ungefähres Bild davon, wie auch die Versteinerungen der Vorzeit zustande gekommen sind. Hierbei muß allerdings berücksichtigt werden, daß die meisten Versteinerungen auf dem Grunde alter Meere entstanden sind, wo die unaufhörlich sich abspülenden Schlammfluten die toten Lebewesen konservierten oder abformten. Nun ausnahmsweise treten andere Einschlußmittel auf, wie z. B. das Eis, das im Norden Sibiriens so manches dem Untergange geweihte, längst ausgestorbene Mammut so vollständig bewahrt hat, daß, als man es auffand, das Fleisch von den Hundstagen gefressen wurde. —

Kulturgeschichtliches.

se. Hat es ein kupfernes Zeitalter gegeben? Die Urgeschichte des Menschen, die im allgemeinen als die vorgegeschichtliche Zeit bezeichnet wird und demnach bis zum Beginn historischer Urkunden reicht, wird in drei große Abschnitte eingeteilt nach dem Material, aus dem die Geräte des Menschen hauptsächlich gefertigt wurden, nämlich: in die Steinzeit, die Bronzezeit und die Eisenzeit. Bei der Steinzeit trennt man gewöhnlich noch eine ältere von einer jüngeren Epoche. Das eiserne Zeitalter führt dann freilich schon in das geschichtliche hinüber und findet gegen dieses keine Grenze. Es ist nun mehrfach behauptet worden, daß zwischen der Steinzeit und der Bronzezeit auch ein kupfernes Zeitalter gelegen habe, in dem der Mensch seine Geräte vorzugsweise aus mehr oder weniger reinem Kupfer herzustellen pflegte. Nun sind freilich Kupfergeräte aus vorgegeschichtlicher Zeit recht selten, aber dieser Umstand könnte sich leicht daraus erklären, daß einmal dieses Zeitalter nur eine verhältnismäßig kurze Spanne eingenommen hätte und daß zweitens die kupfernen Geräte zum großen Teil später für den Bronzegebrauch eingeschmolzen worden wären. Die Befürworter eines kupfernen Zeitalters stützen sich namentlich auf die Beobachtung, daß die kupfernen Geräte eine ungeschicktere Form aufweisen als die große Mehrzahl von Bronzegeräten, und daß sie in manchen Stücken so sehr den Steinwerkzeugen des Steinzeitalters gleichen, daß man annehmen dürfte, sie seien in Formen gegossen, die um die noch vorhandenen Steingeräte gebildet wurden. Die Aufklärung dieser Fragen ist von beträchtlicher Wichtigkeit, weil das Studium der alten Geräte fast das einzige Mittel bietet, sich über die Entwicklung des Menschen in vorgegeschichtlicher Zeit eine Anschauung zu bilden. Der Umstand, daß der Mensch so außerordentlich früh die Zusammenfügung der Bronze erfunden hat, ist vielleicht die auffallendste Tatsache, die innerhalb des prähistorischen Abschnittes der Entwicklung des Menschengeschlechts festgestellt worden ist. Sie wird noch merkwürdiger dadurch, daß fast alle diese Bronzegeräte ungefähr dieselbe Mischung von Kupfer und Zinn aufweisen. Dennoch waren die in der Bronze enthaltenen Metalle sicher nicht die zuerst bekannt ge-

wordenen. Nach dem Urteile des Professor Goland, dem Vorsitzenden des Anthropologischen Instituts in London, hatte der Mensch das Gold früher kennen gelernt als alle anderen Metalle, obgleich es begreiflicherweise in der Steinzeit noch eine recht geringe Rolle spielte, neben ihm das Silber. Das Holzfeuer, das in den Lagern des Urmenschen angezündet wurde, wies ihm bald den Weg zur Aufschmelzung von Metallen, indem abwechselnde Lagen von Holzkohle und Erz in kleinen feichten Erdlöchern aufeinander geschichtet wurden. Noch heute gibt es in Japan zur Herstellung von Bronze derartige Öfen von primitivster Art. Es ist recht wahrscheinlich, daß die ältesten Bronzegeräte nicht durch absichtliche Mischung von Kupfer und Zinn entstanden, sondern durch die Vermischung von Kupfererzen, die in natürlichem Zustand ziemlich starke Beimischungen von Zinn enthielten. Die Entdeckung der Bronze hat danach wohl auf Zufall beruht, indem der Urmenich durch Beobachtungen und Versuche lernte, daß von allen Urerzarten des Kupfers ein Gehalt von Zinn die besten Ergebnisse bei der Schmelzung und beim Guß lieferte. Daß ein kupfernes Zeitalter in Europa bestanden habe, glaubt Professor Goland überhaupt nicht. Kupfergeräte können eigentlich nur in einfachen und offenen Formen gegossen werden, und der vorgegeschichtliche Mensch ist daher höchstens imstande gewesen, flache Netze daraus herzustellen. Danach kann das Kupfer kaum eine so große Rolle gespielt haben, daß man von einem kupfernen Zeitalter sprechen könnte. Höchstens hat es einen Uebergang zwischen der Zeit der Steinzeit in ihrer Vollendung und der Epoche der Bronze gebildet. —

Humoristisches.

— Kühnes Bild. „... Sagen Sie, Frau Professor, wo ist denn Ihr Herr Gemahl?“
 „Immer daheim! ... Wenn der sich 'mal für etwas interessiert, ist er unaussprechlich! ... Jetzt reitet er den ganzen Tag auf einem Laubfrosch 'rum!“ —
 — Der Rechte. Wastbauer, der in der Stadt halb da bald dort Passanten anrempelt, hört nur immer: „Bitte Obacht!“ — „Verzeihen Sie!“ — „Parbon, mein Herr!“ — In fortwährendem Gassen rennt er schließlich einen Herrn aus derberem Holze fast zu Boden. — „Lack, dummer!“ schimpft dieser, „schau' auf Dich!“
 Wastbauer: „Endli amal einer, der deutsch red't!“ —
 — Bestrafte Heuchelei. „Awer Alderchen! Was machst De denn fier a' dämlisches Gesicht?“
 „Ja, denk Dir'sch nor, Garline, äben war der Herr Preller hier und sagte, er wolle endlich 'mal seine Schulden berappen. Ich freie mich naderlich keeniglich, wie er'sch Geld aufzählt, und sage recht heeslich: „Awer Herr Preller, das hätte doch nich' so bressiert!“ — Was macht der gemeene Mensch?! Nimmt's Geld wieder weg und schbricht: „D, das freit mich awer sähre! Dann komme ich liever ein andermal wieder!“ ... Und weg is er, der niederträchtige Gerl!“ —

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Dr. J. B. Widmann-Bern hat dem Lesezirkel Göttingen“ in Zürich seinen gesamten literarischen Briefwechsel mit Gottfried Keller im Original zum Geschenk gemacht. —
 — Das dreialtliche Lustspiel „Liebestrank“ von Frank Bedekind wird noch in dieser Spielzeit im Neuen Theater in Szene gehen. —
 — Die „Freie Bühne“ tritt nach jahrelanger Pause mit einer Aufführung von Herbert Eulenburgs Trauerspiel „Vlaubart“ wieder an die Öffentlichkeit. —
 — In Redjabil auf Island besteht seit neun Jahren ein Theater. Die Saison dauert vom Oktober bis zum April, doch wird nur ein- oder zweimal in der Woche gespielt. —
 — Merkwürdige Inschriften sind, wie die „Voss. Z.“ dem „Athenäum“ entnimmt, zu Kshalsi in Ladagh (Kashmir) entdeckt worden. Sie sind einem Zollbeamten aus dem 8. Jahrhundert gewidmet, stammen aus dieser Zeit und beweisen einen sehr lebhaften Handel zwischen Indien und Jarland (Ost-Turkestan) vor 12 Jahrhunderten. —
 hr. Hautkrankheiten durch schlechte Seife. Ein spanischer Arzt machte jüngst auf einen merkwürdigen Hautauschlag aufmerksam, den man öfters bei sonst gefunden und gut entwickelten Säuglingen zu sehen Gelegenheit hat. Er besteht in Rötung und Wässchen am Rücken; über die Art und Entstehung desselben ist man sich lange im unklaren gewesen. Dem Dr. Sarabia ist nunmehr der Nachweis gelungen, daß diese Hautkrankheit von den Bindeln ausgeht, mit welchen die Säuglinge bekleidet werden. Diese Bindeln waren mit einer bestimmten Seife gewaschen und diese erwies sich als schlecht. Der Hautauschlag war also lediglich eine Folge der Hautreizung durch schlechte Seife. Bei zarter, empfindlicher Haut — und Säuglinge besitzen eine besonders zarte Haut — ist ja natürlich die Verwendung alkalischer, reizender Seifen verboten. Interessant ist, daß in diesen Fällen nicht die direkte Anwendung der Seife krankmachend wirkt, vielmehr auf indirektem Wege, durch die Verwendung der Bindeln der Hautauschlag erzeugt wurde. —